

Simmons Heimkehr

Simmon saß auf einem klapprigen Stuhl und ließ die einschläfernden Ratschläge über sich ergehen, während er gelangweilt auf seine Hände schaute und die Muster der zahlreichen Narben studierte. Manchmal gähnte er herzlich und provozierend. Zwölf Jahre Gefängnis waren nun vorüber, und alles, was man ihm zu sagen hatte, war, wie gefährlich es draußen war.

Sein Gegenüber, Direktor Emmersson, irritierte die völlige Gleichgültigkeit Simmons nicht. Er wußte, dass es verlorene Worte waren, die er da sagen mußte. Kaum einer lauschte hier in Anbetracht der Freiheit noch seinen Ratschlägen. Im Grunde war es Emmersson egal, wenn er auf taube Ohren stieß. Die meisten kamen ohnehin zurück. Sollte die Welt, verändert und kahl, sie nicht verschlucken, dann tat es eben das Staatsgefängnis.

"Tja", meinte er nun, "dann wünsche ich Ihnen alles Gute."

Sie erhoben sich beide und schauten sich über den mit Aktenbergen beladenen Schreibtisch hinweg an, dann ging Simmon grußlos zur Tür und verließ das von Stumpfsinn besudelte Zimmer.

Von einem glatzköpfigen Wärter nahm er seine persönlichen Sachen – etwas Geld, ein Schweizer Taschenmesser, eine taubeneigroße Stahlkugel und andere Dinge – entgegen und quittierte den Empfang. Zwei Minuten später fiel das schwere Tor hinter ihm zu, und die Freiheit schloß Simmon in die Arme.

Zwei Dinge fielen ihm auf, eines verstörender als das andere. Die Welt war fast dieselbe wie die hinter den Mauern, die ihn ausgespuckt hatten. Die Grenzen waren vielleicht nicht so eng gesteckt, aber doch fühlbar. Vor zwölf Jahren hatte sie anders ausgesehen: bunter, lebhafter. Hier und jetzt entdeckte Simmon jedenfalls nichts Euphorisches mehr, nichts noch nie Entdecktes. Er blickte hinaus in den stahlblauen Himmel, die Helligkeit schmerzte seinen weitaufgerissenen Augen, aber sie brannte nicht die Verzweiflung fort, die über ihn hinwegströmte. Er hätte keinen konkreten Grund für sein Empfinden nennen können. Die Kälte hätte einer sein können, die Stille ein anderer. Er wußte es nicht.

Da war noch etwas, das ihn verwirrte: Er wurde erwartet. Einen Steinwurf entfernt, in den Schatten eines verwahrlosten Waldes, stand jemand und starrte zu ihm hinüber. Einen Augenblick verharrte Simmon reglos im Schutz der Gefängnismauern, dann ging er zögerlich in die Richtung des Mannes, dessen Gesicht von einer ungesunden Blässe war, genau wie die Hände, als wären sie mit Wachs überzogen.

Nachdem er die Hälfte der Strecke zurückgelegt hatte, zögerte Simmon erneut. Muller? dachte er. Er spürte, wie Panik – Schmerz und schlechter Geschmack in einem – in ihm hochschöß. Er kam näher heran und wußte dann mit Bestimmtheit, dass er sich nicht irrte. Es war Muller. Bilder zersprangen vor seinem inneren Auge, Schnappschüsse aus der Hölle: züngelnde Flammen und in ihnen ein Mann, dessen brennendes Fleisch einen unbekanntem Duft verströmte und der kreischte und bettelte und schließlich zuckend zusammenbrach. Simmon sah gezückte Waffen und grelles Blaulicht und

entsetzte Gesichter. Die letzten Sekunden im Leben des Bastards Muller und die Minuten danach.

Simmon schüttelte den Kopf. Muller war tot, daran konnte es gar keinen Zweifel geben. Aber das Gesicht dort vorn, es sah ihm so unglaublich ähnlich, und die Gewißheit wurde mit jedem Schritt, den er tat, größer und unwiderlegbarer. Aber wie war das möglich? Und wenn das Unfaßbare tatsächlich geschehen war: Was wollte Muller?

Simmon blickte in Totenaugen, Mullers Gesicht war eine reglos-blasse Fläche, die von Schatten durchkreuzt wurde; der Sonnentaint von früher war verschwunden. Es wurde zur Gewißheit: Muller war aus dem Grab zurückgekehrt. Aber es gab andere Rätsel, nicht nur dieses offensichtliche. Der Mann wirkte nicht so, wie man sich jemanden vorstellen würde, der ein Dutzend Jahre im Grab gelegen hatte. Da war Fleisch auf den Knochen, das beinahe gesund aussah. War er konserviert worden? Das mochte zutreffen, Muller sah wiederbelebt und dennoch furchterregend tot aus.

"Was willst du hier?" Simmons Stimme glich einem Krächzen. Er erwartete keine Antwort, und er bekam auch keine. Aber der Grund der Wiederkehr lag auf der Hand: Der Treibstoff, der Muller nun vorantrieb, hieß Rache. Nichts anderes hätte ihn von der Behaglichkeit seines Bettes vertreiben können. Er wollte Simmon, und nun hatte er ihn. Simmon fragte sich, ob Muller all die Jahre im Dämmerlicht des Waldes gestanden und auf ihn gewartet hatte.

Der Gedanke oder vielleicht der Schock der Begegnung lenkte ihn einen Moment ab. Simmon bemerkte zu spät, dass der Leichnam einen Schritt heranstapfte, dann noch einen und mit ausgestreckten Armen auf ihn zufiel. Er spürte einen brennenden Schmerz im weichen Fleisch seines Halses, als die zu Klauen gekrümmten Hände sich an ihm festzuklammern versuchten. Ungelenk taumelte Simmon ein, zwei Schritte zurück. Er spürte das Blut, das aus den Wunden strömte und im Mantelkragen versickerte. Vor ihm lag Muller, ein Bündel eiskaltes Totenfleisch, und kam langsam wieder hoch. Simmon starrte entsetzt und mit vor Panik und Schmerz verzerrtem Gesicht zu ihm hinunter und begriff nicht, was da geschah. Der Tag der neugewonnenen Freiheit war nichts anderes als die Fortführung des Schreckens. Hinter ihm waren die nackten, häßlichen Mauern, die das Staatsgefängnis umgaben. Für einen Moment überlegte er, ob er dort um Hilfe bitten sollte, aber er verwarf diesen Gedanken sofort wieder. Er wollte sich nicht von Menschen helfen lassen, die nichts weiter als Verachtung wert waren.

Eine Berührung an seinem Fuß, spinnwebfein. Muller kam kriechend heran. Sein Mund stand halboffen – Simmon konnte die ins Eisengraue verfärbte Zunge sehen –; seine gebrochenen Augen starrten Simmon absichtsvoll an.

Eine klamme Hand schien sich um Simmons Herz zu legen und es anzuhalten. Er spürte einen Stich in der Brust, als würde es nicht mehr schlagen und zu einem Gewebebrei zerfallen wollen. Er wußte, er war diesem Schrecken nicht gewachsen. "Nein!" stammelte er. Muller kroch weiter, der offene Mund war ein Hohnlachen und ein tödliches Versprechen, genau wie die zu Krallen gekrümmten Hände. "Verschwinde!" Simmon trat dem Monster ins Gesicht und hörte das leise Knirschen brechender Knochen. Mühsam beherrscht schluchzte er auf und deutete mit einer zitternden Hand nach Muller. "Du bekommst mich nicht. Ich werd´ dich noch einmal umbringen. Ich werd´ es wieder tun."

Dann drehte er sich um und rannte davon, so schnell seine Beine es ihm erlaubten. Nach kurzer Zeit blieb er außer Atem stehen und blickte zurück. Er sah, dass Muller wankend auf die Füße gekommen war und ihm langsam folgte.

Beinah zufällig fand Simmon nach stundenlangem Herumirren in die Stadt zurück, von der er sich Hoffnung und Trost versprach. In diesem steinernen Geschling aus Straßen und Abwegen hatte er sich immer wohl gefühlt. Die Irrtümer der Bewohner machten die eigenen Fehler erträglicher als irgendwo in der Einöde.

Er blieb stehen, als er die Wandlung des Kaffs Drummond vor Augen hatte. Der Geruch zahlloser Menschen hing in der kälteflirrenden Luft, der eigenartige Hauch von Hast und Hunger. Simmon verfolgte ihren Weg in Geschäftsschluchten, die er nicht kannte. Vereinzelt lauschte er auch einigen halbgenen Gesprächen. Meist drehten sie sich um das unweihnachtliche Wetter, das zwar Kälte, aber keinen Schnee brachte, um die unverschämten Forderungen der Kinder, um Arztbesuche und Geldsorgen.

Das konnten nicht mehr die Menschen sein, die er mal geschätzt hatte, und seine Stadt war es auch nicht mehr. Sie sah falsch aus, bis zur Jungfräulichkeit saniert. Mit einem dumpfen Schwindelgefühl, wie wenn sich Stacheldraht um seinen Schädel geschlungen hätte, wandte Simmon sich ab, bewahrte seine Augen vor diesen Anblicken, die er nie kennengelernt hatte. Mit einem Mal sehnte er sich hinter die Mauern des Gefängnisses zurück, zurück in die Zelle, die seine Heimat geworden war, deren Gitter und Streben ihn schützten: vor den Lebenden und den Toten.

Das wäre besser, als ein Leben lang durch diesen Irrsinn zu waten, besser als die Hoffnung auf Erlösung.

Aber zunächst einmal, um sicherzugehen, wagte er sich tiefer ins Ungetüm hinein, begutachtete angewidert seine Läufe aus Asphalt, seine Wunden aus Eispfützen und seine Sklaven, die sich mit ihrer Last abmühten. Simmon erinnerte sich an die Namen der Straßen, die er passierte, aber ihre Gestaltung war nun eine völlig andere.

Ein Junge, kaum sechzehn, schätzte Simmon, näherte sich ihm. Sein breiter Mund, ein mauloffener, grellrot geschminkter Schlund, lächelte und lockte etwas Freundlichkeit hervor.

"Hallo, Süßer", säuselte er, ohne sein Lächeln zu unterbrechen, "so ganz allein?" Seine Arme umschlangen Simmon. "Is´ kalt heute, eiskalt. Du wirst dich erkälten."

"Geh", murmelte Simmon. Seine Phantasien, in zwölf Jahren Zölibat zu einem liebgewonnenen Kameraden gezüchtet, wurden von der Wirklichkeit niedergerungen. Seine Glieder zitterten vor Kälte und Verzweiflung.

"Brauchen ein wenig Wärme, du und ich. Ich geb´ sie dir, wenn du magst. Ich nehm´ mir Zeit, die ganze Nacht, wenn du willst."

"Geh weg!" Simmon schrie jetzt.

Und dann, unverblümt: "Ich mach´s dir mit dem Mund."

"Verschwinde!" Mit einem Schlag ins watteweiche Gesicht wischte Simmon den Jungen aus der Welt, und dann lief er davon, weg von diesen Illusionen.

Zwei, drei Kilometer weiter blieb er keuchend stehen. Die Atemlosigkeit tat ihm gut, sie merzte wenigstens für ein paar Minuten das Grauen aus. Aber es würde wieder erscheinen, befürchtete er, spätestens dann, wenn die Seitenstiche und die Übelkeit verschwanden.